

SWR2 Wissen

Afghanistan von der Nato allein gelassen –

Angst vor Taliban und Bürgerkrieg

Von Silke Diettrich

Sendung vom: Donnerstag, 29. Juli 2021

Redaktion: Gábor Paál

Regie: Silke Diettrich

Produktion: SWR 2021

ARD-Korrespondentin Silke Diettrich war als einzige Journalistin dabei, als der letzte deutsche Flieger ausgeflogen ist. Jetzt nehmen die Taliban immer mehr Bezirke ein. Viele im Land machen sich große Sorgen – vor allem die Frauen.

SWR2 Wissen können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/podcast-swr2-wissen-100.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Die letzten Kommandos an die Deutschen. 29. Juni, Ortszeit 23Uhr15h, Masar-e Scharif. Nur eine knappe Stunde zuvor hat die deutsche Nationalmannschaft bei der Europameisterschaft im Achtelfinale gegen England verloren. Die afghanischen Lotsen haben die Niederlage auf dem großen Flachbildschirm im Tower mitverfolgt. Und wie immer auf die Deutschen gehalten, jahrelang haben sie ja Seite an Seite mit ihnen zusammengearbeitet. Und dann, kurz vor knapp, schauen sie auf den neuen Flugplan und realisieren: Die Maschine vom Typ A 400 M, die jetzt abhebt, wird endgültig *der* Flieger sein, der die letzten deutschen Soldaten aus Afghanistan rausbringen würde. In einer Nacht-und-Nebelaktion verlassen die Deutschen ihren Stützpunkt im Norden von Afghanistan. Mit leeren Augen schaut Majid Saddam der letzten deutschen Maschine hinterher. Er ist der Chef des zivilen Flughafens von Masar-e Scharif. Den Deutschen, sagt er leise, habe er und auch das Land Afghanistan viel zu verdanken:

„Vor wenigen Sekunden haben wir gesehen, wie der letzte Flieger abgehoben hat. Das war's. Nach 20 Jahren ist die Freundschaft vorbei. Gestern Abend haben sie mir hier noch versprochen: Eines Tages kommen wir als Touristen zurück, mit unseren Familien, nicht als Soldaten.“

Touristische Ausflüge und ein familiäres Wiedersehen in Afghanistan? Dass dieses Versprechen je eingelöst wird, daran kann hier gerade niemand glauben. Mehr noch, es muss wie blanker Hohn für die Afghanen klingen.

Die Taliban haben sich bis wenige Kilometer vor die Stadtgrenze von Masar-e Scharif heran gekämpft. So nah waren sie noch nie. Der Norden von Afghanistan, für den die Deutschen jahrelang zuständig waren, versinke nun in Chaos, sagt Flughafenchef Saddam:

„Das ist das Ergebnis, weil die ausländischen Truppen abziehen. Das hat Auswirkungen auf die Sicherheitslage im Land, alle Soldaten sind im höchsten Alarmzustand. Aber das geht auch auf die Psyche aller Afghaninnen und Afghanen. Keiner kann gerade mehr in Ruhe schlafen.“

Seit dem 1. Mai, als der Abzug der NATO-Truppen offiziell begann, haben die Taliban in zahlreichen Offensiven so viele Bezirke im Land eingenommen, dass sie nun weit mehr im Land kontrollieren, als die afghanische Regierung. Bei den Kämpfen sind viele Soldaten der Regierung ums Leben gekommen, wurden verwundet, gefangen genommen. Aber es gibt auch einige Polizisten und Sicherheitskräfte, die einfach kapituliert haben. Von den US-Truppen waren die afghanischen Soldaten jahrelang aus der Luft unterstützt worden, die NATO-Soldaten hatten die afghanischen Truppen bei schwierigen Manövern begleitet. Nun fehlt die militärische Unterstützung genauso wie die moralische Rückendeckung. Düstere Prognosen von US-Geheimdiensten gehen davon aus, dass die afghanische Armee und damit auch die Regierung in wenigen Monaten zusammenbrechen könnte. Flughafenchef Saddam macht sich große Sorgen, dass die Taliban seinen Flughafen angreifen könnten und es keine Chance gibt, ihn zu verteidigen:

„Als die Deutschen noch hier waren, hab‘ ich sie einfach angerufen. Sie haben gesagt: Kein Problem, wir sind hier. Jetzt sind sie weg. Wen soll ich nun um Hilfe bitten?“

Mitten im Zentrum von Masar-e Scharif liegt der Bush-Basar. Hier bekommst du alles aus dem Ausland, was du so sonst nirgendwo kriegen könntest, heißt es in der Stadt. Vor allem: Originale! Direkt aus dem Camp Marmal, dem Feldlager, indem die Bundeswehr mehr als 15 Jahre lang das Kommando geführt hat. Auf den Regalen: Kraft-Mayonnaise-Tuben, Krombacher- Alkoholfrei und deutsche Schutz-Westen in Tarnfarben. Daneben: In Aluminium verschweißte Essensrationen: „Hamburger in Tomatensoße“ steht auf dem weißen Klebe-Etikett. Bei diesem Artikel muss selbst Ladenbesitzer Waheed ein wenig schmunzeln:

„Einige kaufen das, für ihre Hunde. Nicht, um es selbst zu essen“.

Im Laden bricht Gelächter aus. Nur kurz. Dann werden die Gesichter wieder ernst. Denn wenn die Menschen hier an ihre Zukunft denken, werden ihre Blicke finster: Die Geschäftsgrundlage der Verkäufer auf dem Bush-Bazar wird nun durch den Abzug der Nato-Truppen völlig in sich zusammenbrechen. Aus dem internationalen Feldlager wird kein Nachschub mehr kommen. Schwerer aber wiegt, dass die Menschen hier nun um ihr Leben fürchten:

„Es ist nicht gut, dass ihr ausgerechnet jetzt aus Afghanistan rausgeht. Denn genau jetzt geht der Krieg erst richtig los, das ist nun unser größtes Problem.“

Ausgerechnet im Norden haben die Taliban ihre Offensiven seit dem Beginn des Abzugs der Nato am 1. Mai besonders vorangetrieben. Das ist kein Zufall, sondern eine besonders clevere Strategie der Islamisten. Während des Bürgerkriegs in den 90er Jahren galt die Nordallianz als Bollwerk gegen die islamistischen Taliban. Nun wollen die Taliban verhindern, dass sich zum wiederholten Male mächtige Kriegsfürsten zusammenschließen, die ihnen erneut die Stirn bieten könnten. Dort, wo die Bundeswehr jahrelang zuständig war, könnte sich das Schicksal für Afghanistan entscheiden: Denn wenn der Norden fällt, davon sind die meisten überzeugt, wird auch das gesamte Land in die Hände der Taliban fallen. Die afghanische Regierung spricht nun schon seit Wochen davon, dass im Norden eine große Gegenoffensive geplant sei, die nun ohne die Beratungen der Bundeswehr ablaufen muss. Dort, wo die deutsche Truppe stationiert war, ist jetzt die Luftwaffe der afghanischen Armee untergebracht. Bislang war vor allem die Luftwaffe der USA für die afghanischen Truppen ein zentraler Faktor im Kampf gegen die Taliban. Die afghanische Armee habe nun mehrere Hubschrauber von den USA erhalten und die Luftwaffe werde sich neu aufstellen, sagt Generalmajor Khanullah Shuja. Der Kommandeur ist erst wenige Tage vor dem Abzug der Bundeswehr in den Norden versetzt worden.

Auf dem Hof der Kaserne am Stadtrand von Masar-e Scharif spricht er den jungen Rekruten Mut zu. Nach nur wenigen Wochen werden die jungen Männer schon im

Kampf eingesetzt werden. Der neue Kommandeur hat sich zum Ziel gesetzt, den Norden wieder zurück zu erobern:

„Das Wichtigste ist nun, dass ich nicht zulasse, dass unsere Gegner auch die Städte einnehmen und es zudem nicht schaffen, wichtige Industriestandorte von uns zu besetzen. Wir müssen sie zurückdrängen, sie sollen wieder zurück in die Wüste und in die Berge.“

Kampflos aufgeben komme nicht infrage, sagt auch der afghanische Verteidigungsminister. Mit allen Mitteln sollten sich die Afghanen nun zur Wehr setzen. Er hat seine Landsleute dazu aufgerufen, zu den Waffen zu greifen: und tatsächlich berichten afghanische Medien nun sogar von Frauen im Zentrum des Landes, die dem Aufruf gefolgt sein sollen.

Atmo

In Masar-e Scharif sind es tausende Männer, die ihr Land gegen die Taliban verteidigen wollen. Kriegsfürsten und Parteivorsitzende haben Waffen an Zivilisten verteilt. Mit Panzerfäusten und Kalaschnikows stehen einfache Männer nun am Stadtrand. Ashmatullah ist der größte hier und scheint das Sagen zu haben in der kleinen Truppe. Eigentlich ist er Taxifahrer, aber kämpfen, das könnten sie hier alle, sagt er stolz, das hätten die Afghanen einfach im Blut:

„Seit 40 Jahren herrscht bei uns Krieg. Unsere Väter haben vor 20 Jahren zwar ihre Waffen niedergelegt und wir sind in die Schule gegangen. Aber unsere Väter sind Gotteskrieger, sie haben uns beigebracht, wie man kämpft. In schwierigen Zeiten haben wir Afghanen immer zu den Waffen gegriffen.“

Die Männer zeigen in die Ferne und erklären, wo die Frontlinien verlaufen. Drei Kilometer entfernt würden schon die Taliban stehen, kurz davor die afghanischen Truppen und sie hier bildeten die letzte Front. In Sandalen, dreckigen Hemden und mit Waffen, die schon ihre Väter im Kampf gegen die Sowjets benutzt hatten. Und jetzt? Obwohl die Nato-Truppen fast 20 Jahre in ihrem Land waren, würden sie zum Abzug nur Chaos hinterlassen, sagt Ashmatullah:

„Im Namen der Nato habt ihr euer Geld hier ausgegeben, eure Waffen ausprobiert und sie hier verkauft. Und jetzt geht ihr Hals über Kopf raus und hinterlasst einen kalten Krieg. Ihr seid gekommen, um Terror zu beenden, aber anstatt die Terroristen zu besiegen, gibt es hier jetzt viel mehr von ihnen.“

Nicht nur mehr Terroristen, es gibt auch immer mehr Flüchtlinge im Land. Hunderttausende Menschen sind in Afghanistan vertrieben worden, weil sie zwischen neue Fronten geraten sind.

Atmo

Sie landen an den Rändern der Städte, in die die Kämpfe noch nicht eingezogen sind. Überall entstehen neue, elendige Flüchtlingslager, wie hier im Südwesten von Masar-e Scharif.

Immerhin kommt Wasser aus der Pumpe. Zehn kleine Mädchen stehen auf dem staubigen Boden, das Größte stellt sich auf die Zehen, um den Hebel mit aller Kraft nach unten zu drücken. Die Kleinen hängen sich unter das Rohr, und spülen den Staub aus ihren Mündern. Es ist vierzig Grad im Schatten. Mitten in der steinigen Wüste. Hunderte Menschen leben hier im provisorischen Flüchtlingslager, so genau weiß das aber auch niemand, jeden Tag kommen Neue dazu. Gul Begum ist erst vor drei Tagen hier angekommen, mit ihrem Mann und ihren vier Kindern.

„Wir sind vor den Kämpfen geflohen, es war schlimm. Aber jetzt, schauen Sie, leben wir in diesen dreckigen Zelten.“

Zum ersten Mal in ihrem Leben habe sie Kämpfer der Taliban in ihrem Dorf gesehen, erzählt sie.

„Vor denen haben wir große Angst. Die Taliban tragen Turbane und Tücher vor ihren Gesichtern. Die kennen keine Gnade. Sie bringen einfach Leute um. Als ich klein war, haben sie auch meinen Bruder getötet.“

Im Zelt nebenan hocken drei Jungs, um sich vor der prallen Sonne zu schützen. Eine große Reisetasche steht vorne an der Zeltöffnung. Trotz dicker Staubschicht strahlt der gelbe Kranich der Lufthansa noch hervor. Travel steht auf der Tasche geschrieben. Diese Jungs hier aber werden niemals reisen können. So wie die meisten Menschen in den afghanischen Flüchtlingslagern. Hier habe kaum jemand eine Chance, rauszukommen, sagt Haji Faiz Mohammad. Er war Bürgermeister in seinem Ort in der Provinz Balch. Diese Region gehört zu den ältesten Siedlungsgebieten in Zentralasien und gilt als die Wiege der iranischen Zivilisation. In der Antike hieß diese Gegend übersetzt: Goldenes Pferd. Hier führten wichtige Handelsrouten durch. Jetzt kämpfen die Menschen hier ums Überleben:

„Unser Leben ist in großer Gefahr. Als die Ausländer noch hier waren, war alles ruhig. Aber jetzt, wo sie raus sind, ist die Situation sehr schlimm geworden. Wenn wir könnten, würden wir nach Pakistan oder in den Iran fliehen, aber wir haben kein Geld. Wir haben überhaupt keine Chance.“

Gul Begum macht sich vor allem Sorgen um ihre Kinder, ihre beiden Mädchen hocken im Zelt auf dem steinigen Boden neben ihr. Und hoffen darauf, dass ihr Vater auch heute wieder etwas zu Essen besorgen kann:

„Ich wünsche mir einfach nur Frieden, damit meine Kinder wieder in die Schule gehen können.“

Seit Monaten sitzen die Taliban mit Vertreterinnen und Vertretern der afghanischen Regierung an einem Verhandlungstisch, um über einen möglichen Frieden zu beraten. Das machen sie außerhalb des Landes in Katars Hauptstadt Doha. In

Afghanistan selbst setzen die Taliban alles daran, militärisch die Macht im Land zu erzwingen.

Auch wenn in den Provinzhauptstädten und in der Hauptstadt Kabul noch keine großen Kämpfe ausgebrochen sind, sicher können sich die Menschen hier auch nicht fühlen.

Atmo Gebet mit Bomben

Zum Opferfest im Juni schlagen gleich neben dem Präsidentenpalast in Kabul Raketen ein, mitten im Gebet von Präsident Aschraf Ghani und anderen hochrangigen Politikern. Der TV-Sender Tolo-News hat live mitgefilmt. Niemand läuft weg, einige Männer zucken nur kurz zusammen. Dann beten alle weiter, als sei nichts geschehen. Der so genannte Islamische Staat bekennt sich zu dem Anschlag. Ein weiterer kriegereischer Mitspieler in Afghanistan.

Atmo Kabul

An den Fensterscheiben im Auto rauschen in Kabul überall dicke, graue Betonwände vorbei. Die Hauptstadt hat sich in den letzten Jahren in eine Festung verwandelt: Stacheldraht, Checkpoints, bewaffnete Männer. Auch der größte Fernsehsender des Landes, Tolo-News, gleicht von außen einem Hochsicherheitsgefängnis:

Ton frei:

Statt nach einem Passierschein fragt einer der Wachmänner, ob wir Waffen dabei hätten. Die seien hier nicht erlaubt und müssten am Empfang abgegeben werden. Hunde beschnüffeln das Auto, Wachmänner öffnen den Kofferraum und schauen mit Spiegelstangen unter das Fahrzeug. Mehrere Schleusen und Röntgengeräte später begrüßt der Geschäftsführer herzlich auf Deutsch:

„Was kann ich Ihnen anbieten?“

Shafic Gawhari hat in Paderborn studiert und war dann jahrelang für die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit tätig. Selten, sagt er, würde er was Negatives über die Deutschen sagen. Aber jetzt müsste es mal sein:

„Das war ein feiger Abzug, in einer Nacht-und Nebelaktion. Das war völlig unbegründet. Die Deutschen haben so viel Gutes hier gemacht. Ich bin persönlich sehr sauer und auch enttäuscht.“

20 Jahre lang hat Shafic Gawhari sein Land mit aufgebaut, die Pressefreiheit genutzt, um den größten Nachrichtensender des Landes zu leiten. Er ist verantwortlich für 600 Menschen, die für die Medien-Gruppe Moby arbeiten. Elf seiner Kolleginnen und Kollegen sind bei Anschlägen und gezielten Attacken in den letzten Jahren ums Leben gekommen. Dennoch hat hier kaum jemand aufgegeben. Sie wollen weiter berichten, weiter berichten, was in Afghanistan vor sich geht. Eine Errungenschaft der letzten zwanzig Jahre. Unter den Taliban waren Fernseher verboten und sämtliche TV-Sender sind über Nacht verschwunden. Nur streng

religiöse Radio-Programme wurden gesendet oder Propaganda-Nachrichten in Zeitungen verbreitet. Jetzt, da die Presse endlich einen hohen Stellenwert für die afghanische Gesellschaft habe, würden die westlichen Länder einfach aus seinem Land abziehen, ohne irgendeine Bedingung zu stellen. Das macht den TV-Geschäftsführer fassungslos:

„Es ist schade, wenn man sich nach zwanzig Jahren wieder da sieht, wo man angefangen hat. Es wäre schade, wenn alles jetzt verloren ginge.“

Shafic Gawhari hat viele harte Zeiten in Kabul miterlebt: Den Krieg der Sowjetunion, den anschließenden Bürgerkrieg. Die Zeiten der Taliban Ende der neunziger Jahre aber sagt er, seien die schlimmsten gewesen:

„Kabul war eine tote Stadt. Überall herrschte Angst: Bei Jugendlichen, besonders bei den Frauen. Die ganze Stadt war voller Bettlerinnen und Bettler. Unter der Burka saßen Lehrerinnen, das konnte man an den Händen sehen, als sie um Geld gebeten haben. Die kamen aus guten und gebildeten Familien. Aber für sie gab es ja nichts mehr.“

Das, was der Fernsehchef beschreibt, hat Fatima Yousufi am eigenen Leib zu spüren bekommen. Die Lehrerin hatte während des Taliban-Regimes heimlich über zwei Jahre lang Mädchen unterrichtet:

„Ich habe mir die Burka angezogen und bin zu ihrem Haus gegangen. Die Mädchen waren sehr dankbar und haben gerne gelernt. Die Taliban haben das dann herausgefunden, eines Tages kamen sie zu uns nach Hause. Sie haben meinen Schwiegervater so sehr verprügelt. Er ist später im Krankenhaus gestorben. Diesen Moment werde ich nie mehr vergessen können.“

Immer wieder streicht sich Fatima Yousufi mit dem Finger unter die Augen, um ihre Tränen wegzuwischen. Sie leitet heute eine Schule, an der 4000 Mädchen unterrichtet werden, von der Grundschule bis zum Abitur. Sie seien zu jung, um all die Gräueltaten der Taliban zu kennen, sagt Fatima Yousufi. Die 51-jährige macht sich große Sorgen. Nicht um sich selbst, wie sie versichert, sondern um ihre Schülerinnen, die in den letzten zwanzig Jahren Freiheiten hatten, die unter den Taliban komplett beschnitten wurden.

„Wir Frauen durften nicht einmal alleine auf die Straße. Dein Ehemann musste dich begleiten, selbst wenn wir nur kurz in einen Laden gehen wollten, um Lebensmittel zu besorgen. Sie haben mich geschlagen, wenn mein Bruder mich begleitet hat. Es musste mein Ehemann sein.“

Was immer auch in Zukunft geschieht, Fatima Yousufi will in Afghanistan bleiben. Bis zum letzten Blutstropfen, sagt sie, wolle sie ihr Land unterstützen und ihre Mädchen, auch wenn die Taliban wieder an die Macht kommen, nicht im Stich lassen:

„Aber ich frage mich:

Warum kann Afghanistan nicht so sein wie andere Länder? Welche Sünde haben wir denn begangen, dass wir keinen Fortschritt haben dürfen? Warum dürfen wir nicht das machen, was andere Frauen auf der Welt auch tun dürfen?“

Atmo Straße Kabul

Noch aber kämpfen einige Mädchen hier um ihre Freiheiten. Am Stadtrand von Kabul trainieren junge Frauen für das Rennrad-Nationalteam. Vier Mal die Woche, bis zu vier Stunden am Tag, im dichten Straßenverkehr. Und ständig Autos, die ihnen den Weg abschneiden. Afsana trägt eine gespiegelte Sonnenbrille, ein enges Trikot und statt Kopftuch: einen Helm. Aufgeschürfte Hände und Knie, sie kann kaum noch zählen, wie viele Unfälle sie schon hatte. Auch, weil viele dagegen sind, dass sich Mädchen wie sie aufs Rad setzen würden:

„Mir haben mal drei Jungs aufgelauert und Steine nach mir geworfen. Die haben mein Rad getroffen und meine Rippen. Wir machen schon viele schlechte Erfahrungen.“

Auch die Taliban würden ihnen drohen, erzählt Sahar. Sie muss ihr Rad immer bei einer Freundin unterstellen, ihre Familie will nicht, dass sie draußen rumfährt und ihr Leben riskiert. Aber Sahar und ihre Freundinnen wollen sich ihr Leben nicht vorschreiben lassen:

„Wir haben totale Angst vor der Zukunft.“

Bevor sie richtig in die Pedalen treten, rufen sie noch lächelnd:

„Wir sind stark, das zeigen wir euch allen. Wir sind die wahren Mädchen von Afghanistan!“

Die Taliban, die seit Monaten mit Vertreterinnen und Vertretern der afghanischen Regierung verhandeln, geben sich – was die Rechte der Frauen angeht – tatsächlich offener als noch vor 25 Jahren. Im Interview sagt Sprecher Suhail Shaheen, dass die Sorgen um die Frauen in Afghanistan völlig unbegründet seien:

„Wir verpflichten uns auch, ihnen ein sicheres Umfeld zu bieten, in dem sie mit Sicherheit arbeiten und Bildung erhalten können. Bekanntermaßen gibt es derzeit viele Fälle von Vergewaltigung, häuslicher Gewalt und Belästigung von Frauen. Wir würden Maßnahmen ergreifen, damit das unter einer neuen islamischen Regierung nicht passiert.“

Wie genau sich die Taliban eine neue islamische Regierung vorstellen, darüber hüllen sie sich noch in Schweigen. Auf ihrer Webseite bezeichnen sie sich als „Islamisches Emirat von Afghanistan“. Also noch genau so, wie damals, Ende der neunziger Jahre. Eine demokratische Verfassung, wie sie derzeit in Afghanistan gilt, lehnen die Taliban aber entschieden ab:

„Zuerst müssen wir über einen politischen Fahrplan sprechen und eine Lösung erreichen und natürlich wird es danach eine umfassende Waffenruhe geben und es wird keine Kämpfe geben, aber es ist sehr wichtig, dass wir zuerst Verhandlungen führen, um eine Verständigung und eine politische Lösung zu erreichen.“

Es gibt keinen Zweifel, dass die Taliban wieder an die Macht kommen werden in Afghanistan. Die Frage ist nur, wieviel Eingeständnisse und Kompromisse sie dabei eingehen werden. Als die Taliban damals regierten, hatten sie keine Unterstützung von anderen Staaten und Afghanistan war völlig verarmt.

„Dieses Mal hoffen wir, dass die internationale Gemeinschaft und befreundete Länder uns in der zukünftigen Regierung finanziell unterstützen, was sehr wichtig ist. Ich denke, es sollte ein Marshallplan für den Wiederaufbau des Landes ausgearbeitet werden, denn das ist die Forderung des Volkes.“

Die Forderung von Teilen der Bevölkerung an die *Taliban* selbst aber lautet:

„*Sie* müssen sich ändern, weil sich bei uns so vieles geändert hat. Wir haben hier so viele junge und gebildete Menschen. Denen können die Taliban ihre Ideologie nicht einfach verordnen!“

Das sagt Kabir Mokamel. Er ist der Chef-Designer des Künstlerkollektivs *Artlords*. Darin haben sich vor sieben Jahren Künstlerinnen und Künstler zusammengeschlossen, mit dem Ziel: Im Land mit friedlichen Mitteln zu provozieren, um kritisches Denken zu fördern. Die vielen Betonmauern in Kabul sind überzogen mit Graffiti, die das Künstlerkollektiv gemeinsam mit jungen Leuten aufgemalt hat: Taliban-Kämpfer, in deren Gewehrläufen Buntstifte stecken. Frauen, die hinter Gitter sitzen, die Stäbe sind die engen Maschen einer Burka, die Frauen tragen mussten, als die Taliban an der Macht waren. Oder Panzer, von denen Schmetterlinge emporsteigen. Mit ihrer Kunst wollen die *Artlords* vor allem den Warlords im Land etwas entgegensetzen, sagt Kabir Mokamel:

„Jede Waffe, die aus unserem Land herausgetragen wird, ist für mich persönlich eine Erfolgsmeldung. Von daher denke ich, es ist gut, dass die internationalen Truppen abziehen. Wir haben wegen der vielen Waffen nicht nur viele Menschenleben verloren, wir haben einige unserer großen Denker verloren, unsere Kultur ist auf der Strecke geblieben.“

Mit ihrer Kunst machen sich die *Artlords* allerdings auch viele Feinde, Drohungen sind an der Tagesordnung. Nicht nur von den Taliban, denn die *Artlords* kritisieren auch korrupte Politiker oder provozieren Kriegsfürsten. So haben sie zum Beispiel ein Portrait eines Aktivisten, der von einem Kriegsfürsten umgebracht wurde, auf eine Mauer gemalt: Direkt vor seinem Palast, mehr als 50 Quadratmeter groß. Ein Schlag ins Gesicht für den Warlord:

„Unsere Arbeit kann gefährlich sein, klar, aber die Leute die mit uns arbeiten und die, die uns dabei sehen, die lieben das. Hier kämpfen vielleicht gerade mal eine halbe

Millionen Menschen in unserem Land gegeneinander. Mehr als 30 Millionen sind friedfertige Menschen.“

Die Frage ist, wie viele von diesen Menschen noch in Afghanistan bleiben wollen. Und wie viele die kriegerischen Auseinandersetzungen überleben. Erst Mitte Juli ist ein beliebter Comedian ums Leben gekommen, vermutlich von den Taliban brutal umgebracht. Auf Videos, die ein den sozialen Netzwerken geteilt werden, ist zu sehen, wie der Komiker, der sich oft genug auch über die Taliban lustig gemacht hat, von Kämpfern der Islamisten entführt und drangsaliert wird. Kurz darauf gingen Fotos von seinem Leichnam durch die Medien. Designer Kabir Mokamel pocht wie so viele darauf, dass es zu einem friedlichen Miteinander kommen muss unter Afghaninnen und Afghanen:

„Ich denke, dass auch die Taliban einsehen werden, dass sie mit bloßer Gewalt nichts erreichen können. Wir müssen uns zusammensetzen, wir müssen miteinander reden und ehrlich miteinander sein.“

Das sehen viele Menschen im Land genauso. Rohulla Haqbal zum Beispiel sagt, er habe Zeit seines Lebens unter einer ausländischen Besatzung zu leiden gehabt. Der 23-jährige arbeitet für einen konservativen Fernsehsender in Kabul. Nach fast 20 Jahren Einsatz in Afghanistan, lässt Rohulla Haqbal kein gutes Haar an den ausländischen Truppen

„Sie haben hier so viel Geld investiert, für was? Sie haben so viele Unschuldige Leute auf dem Gewissen, haben im Namen des Krieges gegen den Terror hier Häuser zerbombt, von einfachen afghanischen Menschen. Wir haben doch niemanden in den USA angegriffen damals. Sie haben hier nur ihre Waffen getestet. Sie haben nichts für unser Land getan.“

Der Tag, an dem der letzte ausländische Soldat sein Land verlassen habe und die Islamisten wieder an die Macht kämen, dieser Tag, werde ein absoluter Feiertag, sagt Rohulla Haqbal. Denn viele der zivilen Opfer, von denen er spricht, standen ihm sehr nahe:

„Meine Cousine ist mit ihren Kindern bei einer Drohnen-Attacke der USA ums Leben gekommen. Sechs Kinder, alle von den Amerikanern umgebracht. Nur mein Cousin hat schwer verletzt überlebt.“

Er will diese Demokratie nicht, er will, dass in seinem Land islamisches Recht gesprochen wird. Die Werte im Westen hätten mit denen in Afghanistan nichts zu tun. Rohulla Haqbal wünscht sich auch nichts sehnlicher als Frieden in seinem Land. Das ist wohl das Gefühl, das die meisten Menschen in Afghanistan teilen.

Majid Saddad, der Flughafenchef in Masar-e Scharif kann sich einen Frieden in seinem Land derzeit noch nicht vorstellen. Er hat, wie so viele andere Menschen in Afghanistan, seit dem Abzug der Nato nur noch unruhige Tage und Nächte:

„Wir essen mit Sorgen, leben mit Sorgen und wir schlafen mit Sorgen. Als Bruder, Vater und Familienoberhaupt sind ihre Sorgen meine Sorgen. Und auch als Flughafenchef mache ich mir Sorgen. Wir stehen vor großen Herausforderungen. Wir müssen den Flughafen nun alleine bewachen und ich hoffe, möge Gott uns helfen, dass mein Flughafen nicht angegriffen wird.“

Aber derzeit kann noch niemand absehen, wann ein Waffenstillstand im Land erreicht werden kann. Die Taliban sagen, sie hätten kein Interesse daran, Provinzhauptstädte oder gar die Hauptstadt Kabul anzugreifen, zu groß sei das Blutvergießen in der Bevölkerung. Anfang Juli hatten sie angekündigt, einen schriftlichen Friedensplan vorzulegen. Auch wenn viele Menschen in Afghanistan schon jetzt einen Frieden wünschen, wollen die meisten ihn nicht um jeden Preis.